

Soma Morgenstern

Idyll im Exil

Soma Morgensterns Romantrilogie *Funken im Abgrund* erzählt die Geschichte des jungen assimilierten Wiener Juden Alfred Mohylewski, der in die ostgalizische Heimat seines im Ersten Weltkrieg gefallenen Vaters zurückkehrt und hier im Laufe eines Jahres für sich den Sinn jüdischer Existenz entdeckt und zum Glauben seines Volkes zurückfindet.

Die Handlung des zwischen 1930 und 1945 entstandenen Romans spielt vorwiegend in jenem ländlichen Podolien, aus dem Morgenstern selbst stammte. Das Werk ist durchtränkt von der Erinnerung an die verlorene Welt seiner Kindheit, die in zwei Weltkriegen und vor allem mit dem Genozid an den Juden Ostmitteleuropas für immer vernichtet wurde.

Mit Zartheit, Trauer und Witz schafft Morgensterns Erzählkunst ein eindrucksvolles Bild jüdischen Lebens und Denkens in der ostgalizischen »Dorflandschaft« vergangener Zeiten und stellt nicht minder eindringlich die Erfahrungen und Sehnsüchte jüdischer Menschen inmitten einer oft feindlich gesinnten Umgebung dar.

Morgensterns Romanwerk ist ein unersetzliches Stück deutsch-jüdischer Epik und zugleich – wie schon seine Jugenderinnerungen *In einer anderen Zeit* – ein authentisches Zeugnis jüdischen Lebens zu Beginn des Jahrhunderts. Den ersten Roman brachte Ende 1935 noch Erich Reiss in Berlin heraus; die Trilogie als Ganze jedoch ist bisher nur in amerikanischer Übersetzung erschienen.

Soma Morgenstern

Idyll im Exil

Zweiter Roman der Trilogie
Funken im Abgrund

Herausgegeben von Ingolf Schulte

zu Klampen! 

Von Soma Morgenstern sind bei zu Klampen lieferbar:

Der Sohn des verlorenen Sohnes. Roman. Funken I
Idyll im Exil. Roman. Funken II.
Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes. Roman. Funken III.
In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien
Flucht in Frankreich. Ein Romanbericht
Der Tod ist ein Flop. Roman
Dramen. Feuilletons. Fragmente
Kritiken. Berichte. Tagebücher
Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen
Alban Berg und seine Idole. Erinnerungen und Briefe

Aktualisierte Neuauflage 2026

© 1996 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe · www.zuklampen.de

Bei Fragen zur EU-Produktsicherheitsverordnung GPSR
wenden Sie sich bitte an info@zuklampen.de.

Umschlaggestaltung: © Stefan Hilden, Hildendesign · München · hildendesign.de
unter Verwendung mehrerer Motive von shutterstock.com

Satz: zu Klampen Verlag · Springe

Druck: BoD – Books on Demand GmbH · Überseering 33 · 22297 Hamburg ·
bod.de

ISBN Printbuch 978-3-98737-056-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über [<http://dnb.dnb.de>](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text- und Data-Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Inhalt

ERSTES BUCH	9
ZWEITES BUCH	63
DRITTES BUCH	113
VIERTES BUCH	149
FÜNFTES BUCH	207
SECHSTES BUCH	255
SIEBENTES BUCH	299

Anhang	
<i>Glossar</i>	365
<i>Editorische Anmerkungen</i>	373

Idyll im Exil

ERSTES BUCH

ERSTES BUCH

1

Hier ist ein anderer Himmel, ging es Alfred durch den Sinn. Diesen Eindruck hatte er abends in den Schlaf mitgenommen, mit diesem Gedanken war er heute morgen erwacht. Er hatte mit dem alten Jankel seinen ersten Abendspaziergang in Dobropolje gemacht. Sie waren auf einem weichen, reinlich ausgetretenen Pfad gegangen, der sich an Pesjes Gemüsegarten, an der Schmiede, an der Werkstatt des Stellmachers, an den Stallungen, an der Wagenremise, dann – etwas höher ansteigend – an den Getreidescheunen, an frisch duftenden Heutristen, an Wiesen und an aufgeackerten Getreidefeldern entlangwand. Je höher sie kamen, um so gewaltiger weitete sich der Horizont. Die Tiefebene tat sich ungeheuer auf. Über Wiesen und Äcker kroch der Fluß, eine grünsilberne Schlange, dahin. Das sanfte Auf und Ab der Flächen erstreckte sich zu einer Landschaft, die so weit erschien wie das Meer. Auf der Erde lag die flache Linie des Horizonts als eine zarte und durchsichtige Grenze, hinter deren himmlischem Schein die Unendlichkeit sich aufmachte und, in alle vernichtenden Fernen entkommend, der Kreatur einen einzigen Laut ihrer ungeheuren Sprache hinterließ, einen unerhörten Laut: die Stille.

Hier ist ein anderer Himmel. Alfred stand in seinem Zimmer vor einem Fenster und blickte auf das Dorf. Er sah die Dorfstraße, die nah genug an dem Gutshof vorbeizog, den Teich in zwei sehr ungleiche Teile schnitt und das – durch den Teich in zwei Teile getrennte – Dorf in einer behaglichen Kehre wieder verknüpfte. Er sah ein Stück vom Teich, der auf dieser Seite augenscheinlich seicht und bis zur Mitte von schütterem, braunem, übermannshohem Schilf bestanden war. Er sah eine Reihe strohgedeckter Bauernhütten hinterm Teich, und überm Wasser ein Stück Himmel, der noch grau war, grau, tief und still. Die große Stille, die ihm in den ersten Tagen in den Ohren klang, hörte Alfred nicht mehr, er sah sie nur noch staunend mit den Augen. Hier ist ein anderer Himmel; nicht sehr hoch, nicht sehr fern: unter diesem Himmel könnte noch die Eintracht aller Dinge gedeihen.

In ruhigen Gedanken, wie man sie nur in den ersten Tagen auf dem Lande hat, wenn man sehr früh am Morgen den Tag beginnt, in friedlichen Morgengedanken ging Alfred vom Seitenfenster seines Zimmers zum Stirnfenster hinüber. Hier sah er die Auffahrt, Pesjes spätsommerliche kunterbunte Blumenbeete, wieder die Dorfstraße, die sich hier als Damm zwischen den Teichen bescheiden schmälerte, um dann auf der Anhöhe, die zum Dorf führte, sich gut fünfmal so breit zu machen. Von der Anhöhe links sah er den Obstgarten, der bis zum Großen Teich sich senkte, von der Anhöhe rechts den alten verwilderten, ja verwahrlosten Park, dessen schwere Baumschatten Alfred schon vom Seitenfenster aus überm Kleinen Teich dunkeln sehen konnte. Am Fuße der breiten Anhöhe, wo der Damm aufhörte, zweigte der Weg zur Ökonomie ab, der sanft ansteigend in die gerade breite Pappelallee mündete.

Onkels Wohnhaus steht gewissermaßen abseits von dieser ausgemachten Herrlichkeit, stellte Alfred fest. Eigentlich müßte es wo in dem schönen verwahrlosten Park stehen. Und was ist mit diesem Park? Schon am ersten Morgen wollte er danach fragen, vergaß es aber immer wieder, benommen von all dem Neuen. Wieso steht Onkels Wohnhaus just auf dem tiefsten Punkt? Und abseits von den schönen Teichen?

In der Pappelallee trat jetzt ein Pferd in Sicht, zwischen zwei Deichseln eingespannt, ein kräftiger Eisenschimmel, der vor einem zweirädrigen Wägelchen, einer sogenannten Britschka, tänzelte. Im Wägelchen auf breitem Sitz saß der alte Jankel. Das Pferd ging kurzen Trab, und neben der Britschka, obschon darin Platz war für zwei, ging Onkel Welwel und redete zu Jankel hinauf, eifrig und in merkbarer Erregung. Jankel blickte zur Seite auf den Onkel hinunter und ließ nur hin und wieder ein Wort fallen. Wieso ist der Onkel schon so früh in der Ökonomie, fragte sich Alfred. Wenn er mit Jankel zu sprechen hatte, warum hat er ihn nicht hier erwartet? Er wußte ja doch, daß der Alte mich abholen kommt, zum Haferschnitt?

Je näher sie herankamen, je ruhiger wurde die Auseinandersetzung zwischen Welwel und Jankel. Es schien als hätten sie sich auf einmal in einem Punkt geeinigt und als besprächen sie nur noch Nebensächliches. Welwel blickte nicht mehr so ängstlich-flehentlich zu Jankel hinauf, Jankel saß nicht mehr so geflissentlich tief über den Zügeln gebeugt, als leihe er einem Bittsteller sein Ohr, und da die

Britschka vor dem Hause auf der Dorfstraße hielt ohne die Auffahrt zu benützen, verstummte das Gespräch vollends.

»Guten Morgen!« rief Alfred und beugte sich überm Fensterbrett hinaus.

»Komm nur! Komm. Guten Morgen«, erwiderte Jankel.

Alfred nahm Hut und Handschuhe und lief eilends zur Britschka.

»Siehst du«, sagte Jankel zu Welwel, »er ist nicht so ein Langschläfer wie wir glaubten.«

Alfred errötete und sah mit einem verschämten Blick zu Welwel hin, der Jankels Bemerkung nicht gehört haben wollte und trotzdem, noch mehr als Alfred, errötete.

»Nun einsteigen, mein Lieber!« ermunterte ihn Jankel und als wollte er ihm die Bemerkung abbitten, streckte er Alfred die linke Hand entgegen. Alfred erfaßte leicht die dargebotene Hand, stellte den rechten Fuß aufs eiserne Trittplättchen und schwang sich auf den Sitz.

»Pesje soll uns was zum Frühstück hinausschicken. Wir kommen erst spät am Abend heim!« rief Jankel, schon in der Fahrt, zurück. Alfred sah noch, wie sein Onkel im Abgehen eine rasche Wendung machte und mit einer hilflosen Geste gegen das lange Ausbleiben Widerspruch erhob, aber Jankel hatte indes seine Peitsche zwei-, dreimal überm Pferd knallen lassen und schon waren sie im Dorf. Sie fuhren auf einem weichen ungeschotterten Weg zwischen zwei Reihen Bauernhütten. Es war halb sechs Uhr. Schweigend kutschierten sie durch das Dorf. Jankel schien trüber Laune zu sein. Alfred machte sich Gedanken über Onkel Welwel.

2

»Dieser Teil des Dorfes ist neu, wie du siehst«, unterbrach Jankel das Schweigen, aber Alfred merkte wohl, daß der Alte sich Zwang antun mußte und nur aus Höflichkeit ein Gespräch einleitete.

»Ich sehe«, meinte Alfred, obgleich ihm die kleinen Häuser gar nicht so neu vorkamen.

»Das ist der polnische Teil«, setzte Jankel fort. »Unser Dorf war früher beinahe rein ukrainisch. Nach dem Krieg hat man polnische Bauern aus dem Westen hier angesiedelt.«

»Und wer gab den Boden her?« fragte Alfred. »Hat man den ukrainischen Bauern einen Teil abgenommen?«

»Das hätte noch gefehlt!« warf Jankel lebhaft ein. »Nein. Hier in der Nachbarschaft, so eine halbe Meile von Dobropolje, gab es einen kleinen Gutshof, zweihundertfünfzig Morgen; er gehörte zwei Brüdern vom polnischen Landadel. Ein Bruder war österreichischer Kavallerieoffizier und kam vom Kriege nicht heim. Er ist in Rußland geblieben, sagt man. Sicheres weiß man nicht. Der jüngere Bruder ist ein berühmter Sportsmann. Das überbelastete Gut mußte versteigert werden, es fand sich kein Käufer und so übernahm die Staatsverwaltung, parzellierte es und siedelte auf vierhundert Morgen polnische Bauern an.«

»Wie aber siedelt man auf vierhundert Morgen, wenn man nur zweihundertfünfzig hat?« fragte Alfred.

»Ganz richtig«, bestätigte Jankel, »ich wollte nur ausprobieren, ob du schon ganz wach bist. Also hundertfünfzig stellte dein Onkel dem Staat für Siedlungszwecke zur Verfügung.«

»Recht so«, meinte Alfred.

Jankel streifte ihn mit einem nicht sehr freundlichen Blick und erzählte weiter: »Einen schönen Acker von hundertfünfzig Morgen stellte dein Onkel zur Verfügung, gegen meinen Willen, selbstverständlich. Er hat, wie ich ein paar Jahre später einsehen mußte, zwar voreilig, aber sehr vernünftig gehandelt. Ein paar Jahre später hätte man ihm, wenn er nicht freiwillig hundertfünfzig Morgen gegeben hätte, vielleicht zwei-, vielleicht gar dreihundert Morgen abgenommen. Dein Onkel ist nämlich gar nicht so naiv, wie er aussieht. Überhaupt – merk dir diese Lehre –: Klerikale sind in den seltensten Fällen naiv. Sind sie es aber doch, so sind sie in ihrer Naivität noch immer schlauer als die schlauesten unter ihren Gegnern.«

»Und wie vertragen sie sich, die alten Bauern und die neuen Siedler?« erkundigte sich Alfred, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Gerade heute, da ihm sein Onkel so undurchsichtig vorkam, wollte er Jankels Winke überhören.

»Wie Hund und Katze. In der ersten Zeit gab es gefährliche Spannungen. Man siedelte ja hier an, um das sogenannte Grenzland, das fast durchwegs ukrainische Bevölkerung hat, zu polonisieren. Mit der Zeit ist es besser geworden. Gut wird es wohl nie. Aber schließlich,

die Polen sind jetzt die Herren im Staate ... Übrigens sprechen die polnischen Siedler schon sehr gut ukrainisch.«

»Wieso aber?«

»So. Ein Geheimnis.«

»Vielleicht weil die anderen hier in der Mehrheit sind. Die Mehrheit hat eben immer die stärkere Anziehungskraft.«

»Vielleicht. Vielleicht ist es so«, sagte Jankel nachdenklich. »Aber immer ist es doch nicht so. Die Zahl allein macht es nicht. Bei uns sind die Siedler durchaus nicht die Minorität. Diese Dinge sind merkwürdig. Sehr merkwürdig. Das wirst du ja noch sehen.«

»Wer weiß, ob ich das noch sehen werde ...«, seufzte Alfred.

»Was hast du, Alfred?« fragte Jankel beunruhigt, und er tauchte gleichsam erst jetzt aus der Versunkenheit, aus der er erzählt und geredet hatte, neben Alfred auf. »Was ist los?«

»Das wissen Sie doch besser als ich, Jankel –«

»Was? Was soll ich wissen?«

»– daß der Onkel es schon bedauert, mich mitgenommen zu haben –«

»Das ist Unsinn.«

»Wenn es Unsinn wäre, hätten Sie gewiß gesagt, es wäre Wahnsinn.«

»Unsinn, sage ich dir.«

»Und warum hat man mich am Sabbat zum Beten nicht zugelassen?«

»Aber! Du hast ja doch verschlafen!«

»Man hätte mich schon wecken können.«

»Du hast bis spät in den Mittag geschlafen und Pesje ließ es nicht zu, daß man dich wecke. Das Kind ist so erschöpft von der Reise, weh ist mir. Du kennst sie ja schon. Sie ist so sanft. Und so leise. Ein Mäuschen. Aber im Hause geschieht alles so, wie sie es will, das Fräulein Milgrom, weh ist ihr.«

»Es fällt mir schwer, Ihnen zu widersprechen, Herr Jankel. Aber die Sache ist zu wichtig. Es kann ja sein, daß Pesje mich nicht hat wecken lassen wollen. Aber gewiß ist es, daß es dem Onkel sehr recht war. Freitag abend war er so heiter und freundlich –«

»Er war glücklich. Glücklich, daß er dich mitgenommen hat.«

»Dann verschlief ich den Sabbat und am Sonntag war Onkel wie ausgewechselt. Gar nicht mehr der Onkel Welwel. Ein fremder, sorgenvoller, trauernder Mann.«

Jankel schwieg. Sie waren in flottem Trab durch das Neue Dorf gefahren. Jetzt zügelte Jankel den Eisenschimmel. Nun ging es im Schritt am Kirchhof, dann an der Gemeindewiese vorbei zum Alten Dorf. Auf der kleinen Holzbrücke, unter der kein Tropfen rann und im Schatten nur bleiches Gras wuchs, machte Jankel halt, wandte sich Alfred zu, und die Stirnhaut in unzählige Fältchen zusammenziehend, sagte er ohne Alfred anzusehen: »Ganz unrecht hast du mit deiner Vermutung nicht. Dein Onkel hat was auf dem Herzen. Aber es ist nicht so, daß er es bedauerte, dich mitgenommen zu haben. Er bedauert es nur, voreilig gehandelt zu haben. Dabei übersieht der Gute, daß ja nicht er, sondern ich gehandelt habe. Leider ändert das nichts an der Sache.«

»Was hat er aber gegen mich auf dem Herzen?«

»Gegen dich hat er nichts. Gegen sich selber. Er meint, er hätte es verabsäumt, das Wichtigste mit dir abzumachen. Und das kränkt ihn so.«

»Das Wichtigste?«

»Was deinem Onkel als das Wichtigste erscheint, muß es noch lange nicht sein. Mir zum Beispiel scheint es nicht so. Und nun liegt er mir den ganzen Tag in den Ohren. Heute war er, weil er wußte, daß ich dich zum Haferschnitt mitnehme, schon um fünf Uhr bei mir. Und, um es kurz zu sagen: Ich hab's eben auf mich genommen, mit dir diesen wichtigsten Punkt zu besprechen. Das will ich auch tun. Aber nicht gleich jetzt. Ein wenig Geduld wirst du noch aufbringen. Wir fahren jetzt aufs Feld, ich verteile die Ernte, dann können wir in aller Ruhe miteinander reden. Oder hältst du es am Ende so lang nicht mehr aus?«

»Doch. Doch, Jankel. Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen.«

»Deinem Onkel, nachdem ich ihm zugesagt hatte, mit dir zu reden, auch. Nun habe ich mit dir ja noch die Sache nicht bereinigt, und es müßten mir eigentlich jetzt schon zwei Steine das Herz beschweren. Das ist aber, offen gesagt, nicht der Fall. Für mich ist heute ein Erntetag und ich lass' und lasse ihn mir nicht von euren jüdischen Sorgen vermiesen.«

»Wenn's an mir liegt, ich werde keine Schwierigkeiten machen.«

»Nur keine leichtfertigen Versprechungen. Was man von dir verlangen wird, kann dir noch sehr weh tun«, sagte Jankel grimmig und lachte. Es war ein falsches und grobes Lachen. »Wjo, Deresch!«

»Wie heißt das Pferd?« wollte Alfred wissen. Er war munter geworden.

»Bei uns heißen die Pferde auch so, wie sie aussehen. Wie nennst du so ein Pferd?«

»Ich denke, es ist ein Eisenschimmel.«

»Richtig. Ein Eisenschimmel. Das heißt hier Deresch.«

Der Deresch, ein kräftiges Pferd mit krauser grauer Mähne und zottigen Beinen, lief in gestrecktem Trab. Jankel regte kaum die Zügel und sah sich im Alten Dorf um, als wäre das ganze Dorf ein einziges Haus. Das Dorf war schier menschenleer, alles Volk war schon auf den Feldern. Nur sehr alte Leute und sehr kleine Menschenkinder, nur bresthafte alte Hunde und junges Vieh und Geflügel belebten die Gehöfte. Ein junges, kaum entwöhntes Kalb, vereinsamt in einem Bretterverschlag, blökte jämmerlich. Auf der Schwelle einer byzantinischblau angestrichenen Hütte saß ein altes Weiblein mit einem Sieb auf dem Schoß. Ein alter Bauer beugte sich über einen Brunnen und zog an einer lange Stange aus der Tiefe einen Wasserkrug hoch. Die Hütten, die Ställe, die Scheunen waren durchwegs mit Stroh gedeckt, nicht so wie im Neuen Dorf – wo es Schindel- und sogar Blechdächer gab –, die Wände der Wohnhütten waren grün und kräftig blau, hier und da mit weißen Sternen an der Stirnwand.

»Regnet's da nicht hinein durch die Strohdächer?« wollte Alfred wissen. »Es regnet doch oft und ausgiebig hier?«

»Du hast wo gehört oder gelesen: mit Stroh gedeckt. Nun, sieh mal genau hin: sind diese Hütten mit Stroh gedeckt?«

»Ja«, meinte Alfred, »mit Stroh.«

»Mit Stroh – ja. Aber gedeckt? Nein. Diese Hütten sind mit Stroh benäht, mein Lieber. Der Bauer sagt: Ich benähe meine Hütte. Und so tut er auch. Natürlich regnet's nicht hinein. Regnet es aber wo doch hinein, so ist das Dach schadhaft geworden. Das soll bei Schindel-, Blech- und sogar bei Ziegeldächern mitunter auch vorkommen, hab' ich mir sagen lassen.«

»Wieso gibt es hier so viele Störche?«

»Vermutlich, weil es hier viele Frösche gibt.«

»Ja, die gibt es. Die ganze Nacht hab' ich sie quaken gehört.«

*A ty Jurku,
Skubaj kurku
Taj poschywaj chatu –*

brummte, sumnte, sang beinah der alte Jankel ein Liedchen und brach plötzlich in ein kindliches Gelächter aus, das seinen ganzen Körper und die Britschka so erschütterte, daß Deresch vor Schrecken im Galopp durchging.

»Weil du von den Dächern gesprochen hast, fiel mir plötzlich ein Bauernliedchen ein: *Es regnet, es regnet – Auf Jurkus Hütte – Und du, Jurku – Ruff ein Huhn – Und benäh die Hütte!* Siebzig, gut siebzig Jahre kenne ich dieses Liedchen. Erst jetzt seh' ich, wie komisch es ist. *Ruff ein Hühnchen und benäh die Hütte ...* Da würde es aber wahrscheinlich hineinregnen«, erklärte Jankel und lachte wieder bis zu Tränen. Dann, als er sah, wie Alfred zwischen Mitlachen und Erstaunen schwankte, wies er mit der Peitsche auf ein hell weiß angestrichenes, mit Schindeln gedecktes Haus und sagte ernsthaft: »Das ist unsere Schule, die auch dein Vater und dein Onkel besuchten.«

Unwillkürlich setzte Alfred eine feierliche Miene auf und blickte hin. Sie fuhrn jetzt heran und nah vorbei, aus der Britschka konnte man über den Zaun in das Gärtchen und in die leeren Klassenzimmer sehen.

»Der Garten ist zwar für Blumenbeete bestimmt, aber dem Herrn Direktor sind, recht hat er, wie du siehst –«

»Gurken und Kohl –«

»Gurken und Kohl«, bestätigte Jankel mit einer zeremoniellen Verbeugung vor soviel Wissen. »Ja, Gurken und Kohl sind dem Herrn Direktor Kaminjski lieber.«

Für Pietät soll Welwel sorgen, sagte sich Jankel. An mir liegt es, den Jungen bei guter Laune zu erhalten. Wenn Welwel weiter so macht, wird der Gast bald die längste Zeit im Hause seiner Väter gewesen sein.

»Wir müßten jetzt um diese ganze Wiese herumfahren«, erklärte er und zeichnete mit der Peitsche den nahezu vollkommenen Kreis, den das Alte Dorf um die Wiese herum bildete. »Das werden wir aber nicht, siehst du. Wir fahren einfach mitten durch die Wiese hindurch. Zwar, Wagen dürfen hier nicht fahren, aber: Eine Ziege ist kein Vieh, ein Landwehrmann ist kein Soldat, Jankel ist kein Verwalter und eine Britschka ist kein Wagen. Wir haben keine Zeit. Infolge der jüdischen

Sorgen deines Onkels sind wir ein wenig spät dran. Auf dem Heimweg zeig' ich dir das Alte Dorf, das Neue hast du ja bereits gesehen.«

Auf der Gemeindewiese wuchs kurzes, krauses, aber offenbar saftiges Gras, denn die Rinder zupften und rupften daran mit raschen Zungen und harten Mäulern, als müßten sie die Spärlichkeit des Wachstums durch Fleiß wettmachen. Sie tupften und rupften und zupften aber mit wohltemperierter Gier an dem hartgeknüpften Rasenteppich, in regulären Bissen.

»Diese Wiese würde einen idealen Fußballplatz abgeben, aber als Weide – armes Vieh.«

»Sag das nicht, mein Lieber. Diese Wiese ist sehr alt, von Millionen Hufen hartgestampft. Das Gras schießt hier nicht in die Höhe, aber wie dicht und saftig, wie unverwüstlich wächst es und sprießt. Sieh dich mal um: wo ist die Radspur unserer Britschka?«

»Tatsächlich: keine Spur.«

»Freilich, bei euch, auf den Almen, da gibt es viel bessere Weideplätze. Aber dieses Vieh ist auch von einem anderen Schlag. Es muß fleißig hineinbeißen, bis es satt wird. Aber auf dem Heimweg wirst du sehen, wie es sich den Bauch vollgeschlagen hat.«

An der Peripherie machten sich einzelne Rinder selbständig, aber in der Mitte der Wiese regte sich die dichtgedrängte Herde und bewegte sich wie der Körper eines Riesentieres, geleitet von einem Kopf: dem Leittier. Jankel wich der Herde im Bogen aus, aber mitunter kam man doch an eine versprengte kleine Gruppe ganz nah heran, und es erfüllte Alfred mit seltsamer Rührung zu sehen, wie das vertrauensselige, gutmütige Rind weder vor dem Deresch noch vor dem Gefährt scheute, wie es sich vom grünen Bissen nicht trennen ließ, wie es – schon notgedrungen und gescheucht – noch im Ausweichen mit verkürztem Hals und verdoppeltem Eifer die Andacht des Weidens fortsetzte. Ein schönes Bild der Inbrunst, das Alfred an ein ganz anderes, noch frisch in der Erinnerung haftendes Bild in erheiternder Weise gemahnte: an die betenden Juden im Journalistenraum des Kongresses, wie sich die Beter von ihm und Onkel Stefan in ihrer Inbrunst ebensowenig stören ließen. –

»Die Rinder hier ...«, begann Alfred den Vergleich zu ziehen, er besann sich aber, daß ein solcher Vergleich den Onkel Welwel in gleichem Maße kränken wie er Jankel erfreuen würde, und er vollendete den Satz zu seiner eigenen Überraschung mit einer ganz

anderen Beobachtung, die er offenbar ohne es zu wissen gleichzeitig angestellt hatte: »... diese Rinder hier folgen dem Leittier wirklich blind. Die Herde ist so groß, daß nur wenige die Leitkuh sehen können, auch wenn sie den Drang dazu verspürten.«

»Wie die Menschen ihren Leithammeln«, bestätigte Jankel. »Nur ist da ein Unterschied zugunsten der Rinder. Die Leitkuh richtet sich, wie du es wohl gelernt haben wirst, nach der Beschaffenheit der Weide. Wenn es ihr beifiele, die Herde wo hinzuführen, wo das Gras schlecht ist, die Herde würde ihr kaum folgen. Die Menschen aber, die Menschen folgen ihren Leithammeln, zu denen sie obendrein noch aufblicken, manchmal auch dorthin, wo sie verrecken.«

Am Rande der Wiese blieb der Deresch stehen, als wollte er sagen: Da geht es einfach nicht weiter, es sei denn die Böschung hinunter, das kann ich wohl, aber für die Britschka übernehme ich keine Verantwortung. Die nahm ihm Jankel auch sogleich ab: »Jetzt halte dich fest an, Alfred. Aus einer Britschka kann man mir nichts dir nichts vornüberpurzeln.«

Er faßte die Zügel erst ganz kurz. Der Deresch verstand sofort, was gemeint war. Er stelzte, vorsichtig mit der Vorderhand tastend, die Böschung hinab – einen kurzen Moment lag das enorme Hinterteil des Pferdes beinahe in der Britschka –, da ließ Jankel die Zügel ganz aus, ein kurzer Ruck – und sie waren auf einem staubweichen Karrenweg. Der Deresch schnaubte sich selbst ein ermunterndes Lob und streckte sich in freiem Trab zwischen zwei frisch schwarz aufgepflügten Äckern.

3

»Für dich ist es wahrscheinlich sehr langweilig, wenn ich dich immerzu so belehre. Ich bin ein alter Mann –«

»Aber, Jankel! Wir haben ja doch schon in Wien abgemacht, daß Sie mich in die Lehre nehmen. Abgesehen davon ist hier alles für mich so neu, ich würde das wenigste ohne Ihre Belehrung verstehen.«

»Gewiß, gewiß, wir haben es so abgemacht«, sagte Jankel mit einem listigen Lächeln. »Ich wollte ja auch nur eine Einleitung machen zu einer weiteren Belehrung.«

»Sie wollen mir wahrscheinlich jetzt sagen, was den Onkel so bedrückt?«

»Ich denke nicht daran. Das werde ich dir im Lauf des Tages sagen. Aber jetzt fahren wir zu den Schnittern hinaus, ich werde den Acker verteilen und ich will dir einiges erklären, damit du nicht dastehst wie ein Kälbchen vor einem neugestrichenen Tor. Siehst du den breiten hellen Streifen zwischen einem grünen und einem schwarzen, dort im Osten? Das ist unser Haferfeld.«

Alfred erhob die Augen und sah das ausgebreitete Land. Flach und weit. In Wellen gelagert und weit. Sanft ansteigend und weit. Sanft abströmend und weit. Auf dem Gutshof, da stand im Norden der Dobropoljer Wald, im Osten waren auf einer Anhöhe die Ökonomiegebäude, da war der verwahrloste alte Park mit Riesenbäumen, da war der Kleine Teich, da war der Große Teich – das waren Grenzen, Ruheziele für den ausschweifenden Blick. Hier, im freien Feld, enthüllte sich der Charakter der Landschaft noch deutlicher als an jenem ersten Abendspaziergang mit Jankel. Weite und Stille, Stille und Weite. Inhaltlos, grenzenlos. Dabei war heute der Morgen noch wolkig. Wie erst, wenn sich noch oben die Weite eröffnete! Eine schmerzliche Ahnung der Aufgabe, die ihm da bevorstand, der durchaus nicht geringen Aufgabe, sich in eine völlig fremde Landschaft einzuleben, beschleunigte zu zwei, drei schnellen Atemzügen zwei, drei Schläge seines Herzens. Und wie es immer geschieht, wenn eine Landschaft und ein Mensch zusammentreffen, übertrug auch Alfred seine Stimmung auf die Landschaft, und er äußerte sich: »Die Landschaft hier ist traurig und sanft.«

Jankel quittierte die Bemerkung mit einem schiefen Blick und führte weiter aus: »Wie ich dir schon, du erinnerst dich, im Pferdestall erklärte, arbeiten wir teils mit verheirateten Leuten, die einen Jahresvertrag haben und meistens ihr Leben lang bei uns bleiben, teils mit Tagelöhnern. Bei der Ernte aber arbeitet beinahe das ganze Dorf mit, die begüterten Bauern ausgenommen, die selbst fremde Arbeitskraft brauchen. Die Schnitter arbeiten aber nicht gegen Tageslohn. Sie arbeiten überhaupt nicht für Geld. Sie arbeiten, wie es in der Bauernsprache heißt, ›ums Brot‹. Das heißt, sie bekommen ihren Lohn in Naturalien, vom Acker weg. Bei der Kornernte arbeiten sie für die Garben. Das heißt: hat ein Schnitter acht Garben geschnitten und gebündelt, so gehört die neunte Garbe ihm. Hörst du?«

»Ja ... Die alte Bäuerin, Herr Jankel, die auf der Tenne eines Gehöfts in einer Strohhäufung lag, die war doch eine Sterbende?«

»Du hast sie bemerkt? Wahrscheinlich. Sie ist gestern verstorben worden. Die Schnitter also arbeiten bei uns für die neunte Garbe.«

»Und da hat man eine Sterbende allein gelassen mit einem Kind?«

»Sie ist schon Jahre krank. Was soll man mit ihr machen? Es haben ja alle zu tun. Es ist Erntezeit. – Natürlich will jeder Schnitter ein möglichst großes Stück Acker zugewiesen bekommen, verstehst du?«

»Sind es sehr arme Leute?«

»Welche Leute? Wer spricht von armen Leuten? Wir sprechen von Schnittern.«

»Die Familie der Sterbenden – –«

»Arme Leute? Hast nicht gesehen, was die schon jetzt auf der Tenne stehen haben an Korn, an Weizen, in Tristen aufgeschichtet und in den Scheunen? Und der Viehstall? Es ist ein sehr wohlhabender Bauer. – Also, wir haben heuer ziemlich viel Hafer angebaut, und man sollte meinen, es wäre ein Kinderspiel, so ein Haferfeld unter die Schnitter zu verteilen –«

»Ist es wahr, daß die Bauern sich nicht viel aus dem Tod machen?«

»Das hast du in einer Zeitung gelesen? Nicht? Es ist nicht wahr.«

»Ich habe gelesen, nicht in einer Zeitung, daß die Bauern hier *so* ruhig und natürlich sterben wie ein Tier, wie eine Pflanze –«

»Aber ja! Natürlich! Wie ein Baum. Wie ein Bäumchen. Wie ein Blümlein. Das wächst und blüht und verwelkt und lobt den Herrn: Es ist eine Freude zu sterben! Tfu! Wer sagt euch das alles?«

»Sie werden aber zugeben, daß doch was dran ist. Schon wie sie diese alte kranke Bäuerin –«

»Gewiß ist da ein Unterschied. Gewiß. Und wenn dich dieser Unterschied gar so interessiert, kann ich ihn dir zeigen. Mehr oder weniger ist das so: dem armen Bauern fällt das Sterben leichter. Aber warum? Weil er ein schweres Leben hat. Je schwerer das Leben, um so leichter das Sterben. Im Dorf. Und in der Stadt? Vermutlich stirbt in der Großstadt der Schwerarbeiter auch leichter als der Fabrikant oder der reiche Bankmann.«

»Es ist so. Und doch –«

»Der reiche Bauer trennt sich vom Leben ebenso ungern wie der reiche Großstädter. Und doch, ja, und doch ist da ein Unterschied. Aber, glaube mir, es ist da nur ein Unterschied in den Sitten und

Gebräuchen. Im allgemeinen stirbt man in den seltensten Fällen sehr gern. Aber lassen wir nun unsere Katerina Philipowiczewa in Ruhe sterben.«

»Es ist mir nur so durch den Kopf gegangen. Entschuldigen Sie.«

»Wenn man mit dir spricht, und es geht dir unterdessen was durch den Kopf, so laß das besser weitergehen und hör zu, was man dir sagt«, meinte Jankel, und sein Schnurrbart wurde struppig.

Nächstens schmiert er mir eine, dachte Alfred. Und die Vorstellung, der alte Jankel werde ihm auf wienerisch eine Ohrfeige »schmieren« stimmte ihn so heiter, daß er in Gelächter ausbrach.

»Prrr – Deresch!« machte Jankel und hielt an. »Unser Herr hat schon lange keinen Lachanfall gehabt.«

»Wissen Sie, Jankel, was mir jetzt durch den Kopf ging? Es fiel mir plötzlich ein: es dauert keine Woche und der gestrenge Jankel haut mir eine herunter.«

»Ich!« entrüstete sich Jankel. Sein Schnurrbart glättete sich. »Dir?« staunte er, als habe sich Alfred eine Auszeichnung angemacht, der er kaum je würdig werden sollte, und er ließ den Deresch laufen. »Übers Knie werde ich dich legen«, entschied er und lachte mit.

»Es ist also viel Hafer angebaut worden heuer. Die Schnitter arbeiten für die neunte Garbe. Man sollte meinen, es wäre ein leichtes, den Acker unter die Schnitter zu verteilen –«

»Du hast dir alles gemerkt?«

»Ja.«

»Und redest dabei von anderen Dingen?«

»Als ich die Kranke sah, dachte ich gerade an den Onkel Welwel und seine Sorgen, die Kranke auf der Strohhstreu beachtete ich kaum. Aber später, als sie aus dem Blickfeld verschwand, sah ich sie erst ganz deutlich. Das ist doch oft so, bei allen Menschen, nicht?«

»Ja. Aber es kommt nicht bei allen so genau zum Vorschein. Bei mir zum Beispiel nicht. Bei mir geht alles hübsch der Reihe nach.«

»Worin liegt nun die Schwierigkeit beim Verteilen des Haferfelds?«

»Es handelt sich darum, daß jeder Schnitter das zugewiesen erhält, was ihm zukommt. Das ist sehr einfach. Du zählst die Schnitter, den Acker kennst du. Soundso viel Schnitter, soundso viel Morgen – ein Kind kann die Rechnung machen, nicht wahr?«

»Es scheint so.«

»Es scheint so. Es ist aber nicht so. Schnitter ist nicht gleich Schnitter. Ein Morgen Hafer auf demselben Acker gleicht kaum dem anderen. Da ist Iwan nicht Stepan. Iwan ist ein armer Bauer, seit dreißig Jahren ist er immer da, wenn du ihn brauchst. Stepan hingegen ist ein wohlhabender Bauer, beim Roggen und beim Weizen hat er in diesem Jahr nicht mitgetan. Was er mit Weib und Kind und Hausgesinde an Frucht braucht, das tragen ihm seine eigenen Äcker. An sein Vieh hat er zwar in erster Reihe gedacht, aber für sein Vieh, siehst du, für sein Vieh hat der Bauer nie genug. Und so kommt er dir heute zum Haferschnitt heraus und sagt: ›Gott gib Deinen Segen, Herr Verwalter.«

»Dem geb' ich einen ganz schmalen Streifen und basta!«

»Und basta! Sehr einfach! Das geht aber nicht. Stepan ist ein angesehenener Mann im Dorf. Er ist Gemeinderat, in der Kirche hat er seinen Stuhl. Iwan, sieh mal an, der arme Iwan, der neidet zwar Stepan den Wohlstand, aber er würde sich sehr wundern, wenn man den würdigen Bauern Stepan kränken oder herabsetzen möchte, obgleich er selber seinen Anspruch auf eine größere Portion als ein in Jahrzehnten bewährter und treuer Mitarbeiter keinesfalls aufgibt.«

»Das ist wirklich nicht so einfach«, meinte Alfred, der in Gedanken bei Onkel Welwel verweilte, den aber die Sache jetzt zu interessieren begann. »Da müßte man doch beim Prinzip bleiben: Schnitter gleich Schnitter, Morgen gleich Morgen. Das wäre Gleichheit und Gerechtigkeit.«

»Der Bauer pfeift dir aber auf deine Gerechtigkeit sowohl als auch, und das besonders laut, auf die Gleichheit. Was, glaubst du, käme bei dem Prinzip heraus? Unzufriedenheit, Zank und Schlägereien, gleich auf dem Feld. Unser Bauer hat keinen Sinn für Gleichheit.«

»Da bin ich aber schon sehr neugierig, wie Sie das machen, Jankel.«

»Es ist nicht einfach, es ist aber auch keine Hexerei dabei. Der Acker ist nicht in Morgen eingeteilt wie ein Gemüsegarten in Beete. Der Acker ist ein Ganzes – ein Laib Brot. Man muß den Laib schön aufschneiden und mit angemessener Ruhe verteilen. Der Acker wird nicht mit einem Metermaß verteilt, sondern man schreitet den Rain der Breite nach ab und zählt die Schritte. Da ist schon Spielraum und Freiheit, eine gewisse Freiheit im Zwang der Zahlen. Dabei mußt du

dich so verhalten wie ein guter Lehrer in der Schule. Wer weiß besser, was einem Schüler zukommt: der Lehrer oder die Klasse?»

»Immer die Klasse.«

»Siehst du. Auch die Bauern wissen es besser, was jedem von ihnen zukommt. Du tust also, als ob *du* Richter wärest, urteilst aber nach *ihrem* Ermessen. Doch darfst du es dir ja nicht anmerken lassen, daß du nicht nach eigenem freien Ermessen vorgehst.«

»Wie macht man das aber?»

»Das sollst du bald sehen. Damit du es aber auch wahrnimmst und verstehst, habe ich dich eben darauf vorbereitet. Sonst hätte dich der Vorgang wahrscheinlich sehr gelangweilt.«

»Das ist sehr freundlich, Jankel. Ich wäre aber gewiß noch mehr bei der Sache, wenn Sie mir vorher verrieten, was Onkel Welwel mit mir vorhat. Das geht mir immerzu im Kopf herum wie ein Mühlrad.«

»Einen merkwürdigen Kopf hast du. Denkst an die kranke Bäuerin, an leichtes und schweres Sterben, hörst was ich sage und merkst dir es sogar, und über all diesen Gedanken vergißt du nicht den Onkel. Kein Wunder, daß du ein Mühlrad im Kopf hast. Da kann mein Kopf nicht mit. Ich teile es mir genau ein. Erst der Hafer, dann der Onkel. Ein Erntetag ist groß und hat viele Taschen.«

»Sagen Sie mir, deuten Sie mir wenigstens mit einem Wort an, was der Onkel von mir haben will ...«

»Später.«

»Ist es was Jüdisches?»

»Erraten!« rief Jankel. »Was könnte es sonst sein? Dein Onkel hat immer nur jüdische Sorgen.«

»Wenn's nur das ist«, sagte Alfred erleichtert.

»Und ich warne dich noch einmal: nicht leichtfertig sein. Es gibt Jüdisches, das sehr weh tun kann ...«, sagte Jankel, und wieder lachte er falsch und theatralisch.

Der Deresch mußte jetzt mit der Britschka über ein paar mit Moos ausgepolsterte Gräben, einmal sogar über einen Bach, dann ging es über eine Wiese, die vom Bach in zwei Teile geschnitten, rechts ein Kartoffelfeld, links einen Rübenacker säumte. Die Wiese war weich und feucht, man sah es ihr noch an, daß sie ein paar Tage unter Wasser war. Streifenweise lag das Gras von Schlamm beschwert, bleich und ausgewaschen darnieder.

»Dieses Kartoffelfeld gehört uns. Was du bis jetzt unterwegs gesehen hast, war alles Bauernfeld. Wo die Kartoffeln enden – man kann das Ende hier noch nicht übersehen –, dort hinter der ersten Kehre, da ist schon der Hafer. Wir sind nicht den ordentlichen Weg gefahren. Über die Gemeindewiese und da herum ist es viel näher.«

»Ich hätte vielleicht lieber zu Hause bleiben sollen. Wenn der Onkel sich solche Sorgen macht ...«

»Wir können ja gleich umkehren«, sagte Jankel grimmig und verkürzte den linken Zügel. Der Deresch spreizte zwar seitwärts ein Vorderbein, spitzte aber die Ohren scharf in die Richtung des Haferfelds, wo er die Schnitter bereits witterte, und fügte sich nur spielerisch der falschen Führung.

»Entschuldigen Sie, Jankel«, bat Alfred und legte eine Hand auf die Zügel. »Es war nicht so gemeint.«

Obschon die Hand nur zaghaft die Zügel berührte, klärte der Deresch das Mißverständnis, indem er, Kopf und Ohren hoch, zu einem munteren Lauf um die sanfte Kehre ansetzte, an deren äußerster Biegung das Haferfeld und die bunte Schar der Schnitter in klare Sicht trat. Der Deresch wieherte in absteigender Tonleiter einen Gruß den Schnittern zu, aus deren Mitte sich gleich ein Reiter absonderte, der – obschon vom beherzten Gegengruß seines Pferdes ermahnt – ohne sonderliche Eile der Britschka entgegenritt. Es machte den Eindruck, als hätten die Pferde an der Begegnung reinere Freude als ihre Lenker.

»Erkennst du den Reiter?« erkundigte sich Jankel.

»Das ist doch nicht gut möglich: Onkel Welwel?« staunte Alfred mit hörbarer Freude.

»Du bist ja schon ganz verdreht mit deinem Onkel!« sagte Jankel ärgerlich. »Wie sollte dein Onkel hergekommen sein? Übrigens kannst du hier alt werden, bis du deinen Onkel reiten siehst. Es kann es zwar, er tut es aber seit Jahren nicht mehr.«

»Weil er einen Bart hat, der Reiter«, entschuldigte sich Alfred.

»Aber doch einen Kinnbart nur, einen blonden dazu, siehst du nicht?«

»Nein. Doch. Jetzt seh' ich. Das ist, ja das ist der Herr Domanski.«

»Jawohl. Unser Ökonom ist es. Der Herr von Domanski.«

»Wirklich? Er ist ein Herr von?«

»Natürlich. Die sind alle vons. Lauter Herren, zum Schweinehüten ist keiner da.«

»Sie, Jankel, Sie lieben die Ukrainer mehr?«

»Wer hat dir das gesagt?!« fragte Jankel scharf.

»Ich hab's bemerkt. Wie wir an dem Alten Dorf vorbeifuhren, waren Sie auf einmal ganz anders als früher, da es durch das Neue Dorf ging.«

»Was du alles bemerkst! Schrecklich!«

»Es war aber doch so.«

»Das ist nicht so mit einem Wort abzutun. Du bist noch ein rechtes Kind. Ja, wie ein Kind. Was liebst du mehr? Vati? Mutti? Tantchen? Oder die Schokolade?!«

»Und ich hab's doch bemerkt!« beharrte Alfred mit kindlichem Trotz.

»Ich liebe Vati, Mutti, Tantchen und die Schokolade, alles mit gleicher Liebe.«

»Nein! Und nein! Ich hab's ja doch gemerkt.«

»Vielleicht. Vielleicht, du Kindskopf. Wir reden noch einmal ernstlich darüber. Aber unter einer Bedingung: es bleibt auf alle Fälle unter uns, ja?«

»Abgemacht.«

»Dein Onkel, siehst du, dein Onkel ist ein polnischer Patriot. Recht hat er. Ich aber, nun, ich habe auch recht. Und wenn zwei verschiedener Ansicht sind und dennoch beide recht haben, ist das immer eine sehr heikle Sache. Übrigens ist unser Ökonom ein tüchtiger, feiner Mann. Ich schätze ihn sehr.«

Der Ökonom entbot Alfred einen »guten Morgen« – mit Jankel hatte er bereits bei der ersten Pferdefütterung eine Begegnung – und schloß sich an. Die Pferde, die im Stall Nachbarn waren, gingen Kopf an Kopf, hin und wieder sich berührend, die zuckenden Nüstern aneinander reibend, friedlich im Schritt auf die Schnitter zu.

4

Die Schar, Männer und Weiber, Halbwüchsige und Kinder, in bunten Gruppen auf der Wiese gelagert, regte sich, geriet in Bewegung. Wer lag, saß auf. Wer saß, erhob sich und stand auf. Wer stand, hatte etwas an sich zu richten. Männer schoben ihre breiten Ledergürtel, Frauen

glätteten ihre Kleider, ihre Jacken, ihre Kopftücher zurecht. Alles geschah aber ohne Hast in bäuerlich würdevoller Langeweile.

»Gott gib Deinen Segen!« rief Jankel den Schnittern mit voller Stimme zu, hielt den Deresch an, sprang aus der Britschka auf den weichen Wiesengrund und half Alfred beim Aussteigen.

»Gott gebe ihn!« antwortete ein gemischter Chor, tiefe und hohe, Männer- und Frauenstimmen, auch helle Kinderlaute. Ein Bauernbursche, der der Britschka am nächsten war, erhaschte die Zügel, die Jankel ihm zugeworfen hatte, nahm dem Deresch den Zaum und das Kopfstück ab, begann ihn auszuspannen.

Jankel nahm Alfred bei der Hand und führte ihn wie einen Schuljungen nah an die Bauern heran.

»Sei freundlich. Mach aber keine Verbeugungen, keine Knickse, sonst lachen sie dich auf der Stelle aus«, ermahnte er Alfred mit einem Ernst, als stände weiß Gott welche Gefahr bevor. Angesichts der Schnitter nahm Alfred noch im Gehen seinen Hut ab und hielt ihn flach an die linke Schulter gedrückt. Hm, räusperte sich Jankel unzufrieden. Alfred stolperte über eine Graskrause und setzte den Hut wieder auf. Hm, hm, machte Jankel, zog Alfred noch fester an sich heran und stellte sich dicht vor der Schar hin.

»Bauern von Dobropolje«, sprach Jankel mit weithin über das Feld schallender Stimme. »Dieser junge Mann ist der Neffe des Gutsbesitzers.«

Die Bauern entblößten ihre Häupter, die Bäuerinnen drängten sich näher vor, zupften an ihren Kopftüchern und beschauten Alfred von Kopf zu Fuß, wie man einen leblosen Gegenstand betrachtet. Alfred nahm nun wieder den Hut ab, diesmal nickte ihm Jankel verstohlen und beifällig zu.

»Er ist der Brudersohn des Gutsbesitzers, der Sohn Joskos, der im Krieg gefallen ist. Die Älteren von euch werden sich gewiß noch Joskos, Gott hab' ihn selig, erinnern. Unser Gutsbesitzer hat, wie ihr wißt, keine Kinder, und so hat er sich entschlossen, den Brudersohn an Sohnes Statt anzunehmen. Ihr seht also in diesem jungen Mann unseren Erben, mit Gottes Zulassung, unseren künftigen Gutsbesitzer. Wer von euch sich noch an den Vater, an unseren Josko erinnert, der trete vor.«

Es erinnerten sich an Josko noch viele. Aber kein einziger trat gleich vor. Sie mußten sich vorerst untereinander verständigen, wer

sich zu erinnern habe, wer nicht, und sie berieten eine Weile. Dann erst stießen einige entschlossen vor, räusperten sich, glätteten mit den Handrücken ihre Schnurrbärte zurecht, als habe man ihnen einen Trunk vorgestellt, und stellten sich in einer gedrängten Reihe vor Jankel hin.

»Du gibst jetzt jedem die Hand, damit hat die Vorstellung ein Ende«, flüsterte Jankel dem zukünftigen Gutsbesitzer ins Ohr und gab ihm einen sanften Stoß. Alfred trat ein paar Schritte vor und tat wie ihm Jankel geheiß. Er drückte schwere, hölzerne Bauernhände. Er sah in sonnenverbrannte, zerfurchte Gesichter, in denen die Backenknochen wie eingeölt erglänzten; in offene, in ruhige und in gutmütige; in verkniffene, in listige und in mißtrauische Augen. Er sah rundgeschorene Köpfe, kräftige wie mit Braunleder überzogene Nacken. Unterdessen begutachteten ihn die übrigen, die sich an Josko entweder tatsächlich nicht zu erinnern vermochten, wie die jüngere Generation, oder sich »vor soviel Volk« nicht zu erinnern getrauten, Männer und Weiber. Sie begutachteten ihn stumm, mit offen prüfenden Blicken, aber auch laut und vernehmlich mit urteilendem Wort, obgleich sie nicht wußten, daß er ihre Sprache nicht verstand: »Ein feines Herrchen! Aber schwach. So schwach.«

»Wird ein kränkliches Herrchen sein, das Arme.«

»Der ißt keine zehn Piroggen zu Mittag.«

»Schau dir nur seine Stiefeletten an. Wie ein Stadtfräulein.«

»Und das Hütchen! Wie eine Feder so leicht.«

»Der ist ein Studierter, mein Lieber. Wenn der Kopf voll ist, kann das Hütchen leicht sein. Wenn aber du, Petrussju, auf deinen leeren Kopf so ein Hütchen setzt, fliegst du mit dem Hütchen in die Lüfte. Bis Nabojki fliegst du, sag' ich dir.«

»Sieht aus wie ein Christenmensch.«

»Der ist auch ein Christenmensch.«

»Wird aber doch mehr ein Jude sein.«

»Aber, was redest du so dumm? Schon sein Vater hat sich zum wahren Glauben bekehrt. Hast du nicht gewußt? Der alte Juda wollte ihn deswegen im Großen Teich ertränken, aber Jankel sprang ins Wasser und zog ihn wieder heraus.«

»Aber nein. Sein Vater, der Josko, der ist ein Doktor gewesen, ist nach Wien gegangen und dort ist er ein Türke geworden.«

»Ein Rechtgläubiger war er, sag' ich. Frag den alten Furtak, der hat es gleich gesagt.«

»Er war aber doch nach Wien gezogen, und in Wien sind alle Türken.«

»Baptisten sind sie in Wien, keine Türken.«

»Wenn er ein Christenmensch wäre, wie könnte er von einem Juden erben?«

»Wenn du so ein Hemdchen hättest, Kassunja, so ein feines Hemdchen, du könntest dir Bänder für deinen Hochzeitskranz daraus schneiden, was?«

»Er versteht, scheint es, unsere Sprache nicht.«

»Aber! Ein Studierter, und soll unsere Sprache nicht verstehen!?«

»Ich sage dir aber, er versteht nicht.«

»Hast nicht gehört, wie der Herr Verwalter mit ihm spricht?«

»Französisch spricht der Verwalter mit ihm. Hörst nicht?«

»Wird ein guter Herr sein. Sein Vater hat einmal zehn Fäßchen Bier zum Erntefest spendiert. Zehn Fäßchen, sag' ich dir.«

»Und für die Mädchen Kirsch. Und getanzt hat er, bis das Mädeld, bums, ins Gras fiel. Früher hat der nicht aufgehört. So ein Tänzer war der. Frag nur die alte Kobylanska.«

»Hej! Kobylanska, Kassja! Du willst wohl mit dem Sohn so tanzen wie mit dem Vater?!«

»Sie will ihm auch die Hand drücken. Schaut, wie sie sich vor-drängt.«

»Die würde ihm gern noch was anderes drücken, das Teufels-weib!«

Die rechte Hand an der Hüfte, ihr schönes lebhaftes Gesicht seitwärts geneigt und mit der linken Hand gestützt, stand die nicht mehr junge Dorfschönheit Kassja Kobylanska neben Jankel und ihre vor Neugier funkelnden Augen blickten mit mütterlichem Wohlgefallen auf Alfred. Als das umständliche Zeremoniell des Händeschüttelns der Männer zu Ende ging, trat die Bäuerin zu Alfred hin und sagte, nach einem herausfordernden Rundblick, zu Jankel: »Warum nur die Männer? Wir Weiber erinnern uns auch noch an Josko.«

Sie sprach so laut, daß alle sie hören konnten. »Wir erinnern uns vielleicht noch besser als die Männer, die sich ja immer nur an ihre Heldentaten im Krieg erinnern«, fügte sie hinzu und streckte Alfred ihre Hand entgegen. Alfred ergriff die dargebotene Hand und ver-

neigte sich vor der prächtigen Bäuerin. Verneigte sich offenbar eine Spur zu tief, denn im Gedränge der Weiber begannen die jungen Mädchen zu kichern, die Bauern lächelten verschämt, ein Halbwüchsiger lachte ein weithin schallendes Ha! Ha! heraus, und Jankel machte wieder Hm, Hm. Allein, die Bäuerin, entschlossen über alles Gelächter zu triumphieren, ließ Alfred nicht so bald aus. Sie zog einmal seine Hand so fest an sich heran, daß Alfreds Arm waagerecht der Hand folgen mußte, dann rückte sie mit ihrer Hand wieder so weit vor, daß sie Alfreds Brust berührte, und – Zug und Ruck und hin und her – sah es aus, als arbeiteten beide an einer Handsäge. Bis Jankel den Moment gegeben sah, der herzhaften Szene ein Ende zu machen. Er klatschte in die Hände, zog seinen Kittel aus, warf ihn auf den Wiesenrand hin, trat mit schnellen kurzen Schritten an den Grasrain, der das Haferfeld vom Kartoffelfeld schied, machte eine halbe Wendung zu den Schnittern und stellte sich kerzengerade hin. In seinem kurzen Spenzer mit langen Ärmeln, den eng aneinandergestellten glänzenden Stiefelschäften wie zu einem Sprung bereit, sah er wie ein Grotesktänzer aus. Eine erste Stille war unterdessen entstanden. Das seidene Rascheln der Haferglöckchen, das zart metallene Summen der Insekten traten auf einmal, aus der Stille zusammenklingend, ins Gehör.

»Mit Gott, wir beginnen«, sagte Jankel und senkte Stirn und Blick zu Boden.

5

Unterdessen saß Welwel Dobropoljer in Großvaters Zimmer. Er saß vor einem Betpult, auf dem die Gebetsriemen in dem schwarzsamtenen Säckchen, offenbar noch unberührt, von Welwels Armen wie eingehegt dalagen, von Welwels beiden ausgebreiteten Armen, die mit schlaffen Handgelenken überm Pultdeckel herabhingen. Wenn ihn Pesje von der Grünen Wand her durch eines der großen Fenster zu belauschen sich getraute, sie würde meinen, er wäre nicht allein im Betraum, und darauf schwören, er säße jemandem gegenüber, mit dem er kummervolle Gedanken austausche.

Wie konnte ich das tun, fragt Welwel sich selbst – denn er ist allein, und nur sein bekümmertes Mienen- und Gebärdenspiel könnte glauben machen, er befände sich in einem Gespräch – wie konnte ich

das tun? Seit Tagen schon stellt er sich diese Frage, ohne eine Antwort zu finden. Wer ist schuld daran, wenn alles mit solcher Überstürzung geschah, ohne daß er sich auf das Wichtigste hätte besinnen können? Gewiß, Welwel hat wohl im entscheidenden Augenblick zur Bedingung gemacht, daß der Junge »in aller Form« Jude werden müßte, wenn er an Sohnes Statt in Dobropolje aufgenommen werden sollte. Gewiß hat Alfred sowohl als sein Vormund die Bedingung respektiert. Aber was heißt »in aller Form«? Was heißt für Alfred und seinen Vormund »in aller Form«, wenn schon Welwel selber diese Redensart gebrauchte, ohne an das Wichtigste zu denken? Und er muß gestehen, daß es so war. Er muß es zu seiner tiefsten Beschämung auch Jankel zugestehen, daß es so war: Welwel hat vom Wichtigsten zu sprechen, ja zu denken verabsäumt – wie könnte er nun verlangen, daß Alfred oder sein Vormund daran gedacht haben sollten? Ist der alte Jankel schuld? Mit einem matten Lächeln und einer schlaffen Handbewegung tut Welwel diese törichte Ausrede ab. Zwar hat er im ersten Schreck der plötzlichen Besinnung alle Schuld auf Jankel geladen, aber es geschah nach dem ersten Schreck eben, in einer Stunde völligen Verzagens, und Jankels Entrüstung über diese Zumutung war nur zu begreiflich. Ausgerechnet Jankel der Goj hätte rechtzeitig bedenken sollen, daß Josseles Sohn ein Unbeschnittener war!? Wo Reb Welwel Dobropoljer – und das ist die Wahrheit! – an alles, nur an das nicht gedacht hat – –!

Mit Recht, mit gutem Recht durfte Jankel ihn verhöhnen. Alles hat Welwel bedacht. Er hat ein Gebetbuch gekauft, der fürsorgliche Onkel. Ein Gebetbuch mit einer Übersetzung, damit es ja nur schnell, schnell gehe ... Ein, zwei Sprüchlein eingepaukt, und die Dobropoljer Juden sollen glauben, Josseles Sohn sei, wenn auch recht unwissend, doch von Kindesbeinen an im jüdischen Glauben aufgewachsen! Die kleinen Formalitäten sind ohnehin in der Stadt zu erledigen, die Dorfjuden müssen nicht alles so genau wissen ... Einen feinen Dreh hat sich Welwel da ausgedacht! Ein Glück – welch unverdientes Glück, daß dem reisemüden Jungen am Freitag nach dem ersten Mahl schon über dem ersten Sprüchlein die Augen zugefallen waren! Sonst hätte ihm der fürsorgliche Onkel leicht die zwei Sprüchlein am Freitag abend eingepaukt und –: ein Unbeschnittener wäre am Sabbat zur Tora aufgerufen worden! Verrückt, rein verrückt muß Welwel gewesen sein.

Heute ist Dienstag. Die erste Besinnung war Welwel, zum Glück, am frühen Sabbat morgen gekommen. Ein Sabbat, ein Sonntag, ein Montag und drei Nächte – was für Nächte für Welwel! – waren darüber vergangen. Und erst heute, am Dienstag, hat der alte Jankel, nach langem Zureden, Bitten, Flehen es endlich auf sich genommen, mit Alfred zu sprechen. Welwel darf nun aufatmen und hoffen. Aber noch jetzt, wie er so allein in Großvaters Zimmer sitzt und das Geschehene überdenkt, bricht ihm der Schweiß aus, wenn er gewahr wird, wie nahe er daran war, seinen unbeschnittenen Brudersohn zur Tora aufrufen zu lassen. Nur ein Zufall – welch ein glücklicher Zufall! – hat das verhindert. Die brave Pesje! Sie wußte zwar kaum, was sie tat, als sie auf keinen Fall zulassen wollte, daß man Alfred am Sabbat morgen weckte. Das Kind muß ja völlig erschöpft sein, weh ist mir, hat sie gemeint. Solche Aufregungen und eine so weite Reise. Er soll sich nur gesund schlafen. Neunzehn Jahre war das Kind bei keinem Sabbatbeten gewesen, sagte sie noch, die brave närrische Pesje – und es heißt doch: »Acht Tage des Knäbleins«, weh ist mir. Mit Gottes Hilfe wird er zum nächsten Sabbat ein Jude unter Juden sein. Das arme Kind, jetzt soll es ruhig schlafen.

»Ja, ja, acht Tage ist ja im Grunde auch jedes jüdische Knäblein ein Goj«, hatte noch Jankel gescherzt und, um Pesje – der er das Dreigespann noch lange nicht verzeihen konnte – zu kränken, mit Grimm hinzugefügt: »acht Tage wartet man mit der Beschneidung. Ja, ja, in jüdischen Genitalien ist unser Jungfräulein ein Fachmann!« Großer Gott! – erst wie ihm das Lachen über die in Schamröte und Zorn entflammte Pesje im Halse steckengeblieben war, traf Welwel wie ein Blitz die Besinnung. Acht Tage sind die Tage des Knäbleins! Gott segne die brave Pesje! Sie wußte nicht, was sie sprach, aber wie oft hat sich die Vorsehung der unschuldigen Einfalt bedient, um ein Verhängnis zu bannen.

Eine glückliche Fügung noch, daß der große Wolkenbruch am Sabbat morgen niederging, daß Lejb Kahane den Gang nach Dobropolje nicht unternehmen konnte. So haben die Dobropoljer Juden am Sabbat nichts Deutliches über Alfreds Ankunft erfahren, der Junge durfte den Vormittag und das zweite Sabbatmahl ohne Aufsehen verschlafen. Der Arme, er hat sich so geschämt und konnte es nicht begreifen, wie man ihn denn so lange schlafen habe lassen. Nun, heute wird er ja von Jankel hören, was noch bevorsteht. Vielleicht

geht alles noch gut ab. Eine Überraschung, daß selbst Jankel in diesem Punkt keinen Spaß versteht. Ein Jude muß beschnitten sein, hat er zugestanden. Dobropolje ist eine Beschneidung wert. Er hat zwar einen gojischen Kopf, der Alte, aber sein Herz fühlt jüdisch.

Welwel erhebt sich. Ihm ist ein wenig leichter zumute: Jankel wird dem Jungen schon gut zureden. Welwel öffnet das Säckchen und, schon im Begriff, den Gebetsmantel zu entfalten, schwankt er unter der Last eines schweren Gedankens, seine Beine werden wieder schwach, er muß sich wieder setzen, um einer frisch heranstürmenden Sorgenwelle standzuhalten. Wenn er sich in Wien nur nicht so beeilt hätte! In einer Großstadt gibt es jüdische Ärzte, Spezialisten, denen eine solche Operation, selbst an Erwachsenen, ein Kinderspiel ist. Gewiß ist eine Beschneidung, vorgenommen von einem Chirurgen, schon nicht ganz das Richtige. Aber bei einem Erwachsenen, hört man, ist eine Beschneidung schon eine Operation, die nicht so leichtzunehmen ist. Man kann doch Alfred nicht von einem Kozlower Mohel beschneiden lassen. Das wird Alfred nicht wollen. Man wird mit ihm mindestens nach Lemberg fahren müssen. Und wer weiß? Einmal in der Eisenbahn, wird er – namentlich nach der schönen Behandlung, die ihm gleich nach den ersten Tagen bei seinem Onkel widerfuhr –, wird er vielleicht in Lemberg nicht haltmachen ... Wo waren meine Gedanken? Wo war mein Kopf? – fragte sich Welwel. Rein verrückt muß er in Wien gewesen sein! Ein Nervenzusammenbruch ist offenbar der Beginn einer Geistesstörung. Schuld an allem ist doch nur er, der alte Narr, Jankel der Goj! Wir werden das Kind wieder verlieren. –

Als hätten ihn die Anwürfe gegen Jankel gestärkt, erhebt sich Welwel und geht zwischen den Betpulten mit kurzen, hastigen Schritten auf und ab. Er hat sich zum Gefangenen unüberlegter, törichter Entschlüsse gemacht – ist da noch ein Ausweg zu finden? Mit finsternen Brauen, die Stirn in Falten und Furchen zerlegt, rennt Welwel gegen unsichtbare Gegner an. Seine Hände krampfen sich zu Fäusten zusammen. Sie pochen an unsichtbare Türen, hinter denen vielleicht ein guter Rat, ein Wink, ein Ausweg verborgen ist. Aber die Türen sind verrammt. Verzagend sinken die Arme nieder und haben nur noch die letzte Kraft, um sich in eine hilflose Gebärde des Flehens zu retten – –

Vielleicht sollte man schnell nach Kozlowa hineinfahren, um sich mit klugen Männern zu beraten? Im Mißgeschick ist bald ein Fremder klug. Ein schmerzliches Lächeln verabschiedet gleich solchen Ausweg. Nach Kozlowa fahren? Damit wäre just das schnell erreicht, was er – um Gottes willen – hatte vermeiden wollen: das Auffrischen des Makels, das Gerede der Leute. Um Gottes willen? Welwel, Welwel! Wie sagt Schabse, der Roßtäuscher, wenn er im Begriffe ist, eine Gaunerei zu begehen? Hand aufs Herz, sagt er, der Gauner, Lügner und Angeber, Hand aufs Herz, sagt er, wenn er lügt, wenn er betrügt, wenn er angibt. Und wie sagt Welwel, wenn er seinem Hochmut heimliche Opfer bringt? Das Ganze, alles, was in der letzten Zeit geschah, es war ein Werk des Hochmuts! Um Gottes willen sucht man mit allen Mitteln, das Gerede der Leute zu vermeiden? Einmal vom Hochmut zu Fall gebracht, soll er auf diesem heimlichen Wege fortreiben – zu welchem Ende? Er muß umkehren. Er wird umkehren. Es muß hier die Möglichkeit einer Umkehr geben.

Ohne sich dessen bewußt zu sein, setzt sich Welwel in der dunkelsten Ecke des Betraumes, dort wo kein Betpult mehr steht. Er sitzt auf dem niederen, grob zusammengefügt Stuhl, auf dem am Sabbat der Geringste der Betgemeinschaft, ein Einfältiger, mit einer abscheulichen Kopfkrankheit, mit einem Grind oder – wie man diese Krankheit hier in allen drei Sprachen nennt – mit einem Parach behafteter junger Dorfmann zu hocken pflegt, der in der ganzen Gegend als Mechzio Parach bekannt ist. Er wollte den Kopf erheben und ihn hoch tragen, Welwel Dobropoljer? Er mache sich beizeiten bußfertig! In der finsternen Ecke, auf Mechzio Parachs Schemel ist ein guter Platz. Je weniger Licht auf ihn fällt, um so besser für ihn und seinen Sippenstolz!

Er wird Buße tun. Damit kann man nicht früh genug beginnen. Er hat zwar schon angefangen, er hat sich selbst Mechzios Platz zugewiesen, aber er weiß es nicht. Beginnen wird er erst damit, daß er gerade das, was er verheimlichen wollte, allen erzählen wird. Allen, die es wissen sollen. Er hat den Sohn seines abtrünnigen Bruders ins Haus genommen. Der Sohn ist ein Unbeschnittener. Und er ist bereits im Hause. Heimlich und selbstgerecht hat er ihn in die Gemeinschaft der Juden einzuschmuggeln und obendrein vorzutäuschen gedacht, als wäre dieser Sohn im Judentum aufgewachsen. Heimlich wollte er ihn in die Lehre einführen, um auf diese Weise – zwar nicht auf lügne-

rische Weise, aber durch frevelhaftes Tun – vorzugeben, ja glauben zu machen, der Sohn des Abtrünnigen wäre im Hause des Vaters schon als Jude aufgezogen.

Soviel Hochmut, solche Heuchelei hätte Welwel sich nicht zuge-
traut. Er wird den Stolz beugen. Er wird den Hochmut erniedrigen. Er
wird seine Schwäche selbst entblößen. Er wird sich bald, gleich,
sofort vor einem seiner Angestellten erniedrigen, vor seinem Kassier.
Awram Aptowitzer ist ein frommer Mann, er wird schon verstehen,
wie das gemeint sei. Vielleicht auch einen Ausweg wissen ...

6

Pesje hat die erste Aufgabe ihres mit Arbeit bis an den Rand erfüllten
Werktags verrichtet. Sie hat die Milch abgefertigt. Dieses Geschäft
verrichtet sie mit besonderer Sorgfalt, man könnte sagen: mit An-
dacht, wäre es nicht abwegig, der frommen Pesje Andacht zuzumuten
bei einem immerhin profanen Tun. Dieses Geschäft ist nicht schwer,
aber voller Verantwortung. Sie hat den Milchwagen, der jeden Mor-
gen die mit frischer Molke gefüllten Kannen nach Kozlowa fährt,
abzufertigen. Sie öffnet die Kannen, sieht nach, ob sie auch bis an den
Strich, der das Maß markiert, gefüllt worden sind, sie schreibt die
Zahl der Kannen auf, errechnet die Zahl der Töpfe (Topf – vier Liter),
trägt die Ziffern säuberlich in der Kolonne auf dem Lieferschein ein,
zieht die Summe und verwahrt einen Durchschlag als Gegensehein in
ihrer großen ledernen Tasche. Das ist noch nicht alles. Pesje muß in
jede Kanne ihre Nase stecken, dies nicht nur bildlich gesprochen.
Zwar überwacht der Melker die Waschung und Füllung der Kannen,
aber eine Kontrolle kann nicht schaden. Hat ihr die Milchhändlerin
Bejle in Kozlowa nicht einmal erzählt, wie sie aus einer Milchkanne
eine ersoffene Maus herausgefischt hätte? Jene Milchkanne war vom
Nabojker Milchwagen. In Dobropolje ist so was noch nicht vor-
gekommen, Gott sei Dank. Pesjes Milch wird rein und koscher abge-
fertigt und kommt rein und koscher in Kozlowa an. Auf Wasylko, den
Milchkutscher, kann man sich verlassen, daß auch unterwegs nichts
passiert. Aber das ist noch nicht alles. Zwar wird die Milch schon sehr
früh am Morgen abgefertigt, aber nach Kozlowa ist kein Katzen-
sprung, die Milch kann warm werden und als Butter und Buttermilch

nach Kozłowa ankommen. Pesje hat dafür zu sorgen, daß die Eisstücke, die zur Kühlung zwischen die Kannen eingelegt werden, richtig um die Bäuche der Kannen verteilt, daß die Heuschicht zwischen Eis und Kannen richtig gestreut, daß die Schutzplatte darüber ordentlich überspannt und mit allen sieben Schnallen befestigt wird. Dann erst darf der schwere, gewölbte, mit Eisenreifen beschlagene Deckel, der den Milchwagen wie einen riesigen Koffer hermetisch abschließt, zufallen und mit einem Schlüssel versperrt werden. Es ist keine schwere Arbeit. Es ist im Grunde überhaupt keine Arbeit. Es ist ja ein Amt! Die Milch abzufertigen ist nicht einer Haushälterin Pflicht. Welwel hat ihr dieses Amt anvertraut. Mit diesem Amt ist Pesje mit der Ökonomie, mit der Landwirtschaft verbunden, und selbst der Feind ihres Lebens, der alte Jankel, mußte gelegentlich zugeben, es sei mit der Milchwirtschaft alles in bester Ordnung, seit Pesje die Milch abfertigt (was übrigens erst in den letzten Jahren geschieht; früher hat alles der Melker gemacht und man frage nicht, was es da alles an Verfehlungen gegeben hat). Natürlich versteht es Pesje, sich auch ihr Ehrenamt mit allerlei Sorgen auszuschnücken. Es ist ja nicht die Milch allein, die da täglich in die Stadt geht. Wasyłko, der Milchkutscher, fährt täglich nebst der Milch alle Wünsche des Dorfes Dobropolje nach Kozłowa. Wasyłko stellt die einzige reguläre Verbindung zwischen Land und Stadt. Was hat Wasyłko nicht alles zu besorgen? Bielaks Jüngste braucht ein rotes Kämmchen, Czarne, der Schankpächterin, ist ihr Bier vor der Zeit ausgegangen, sie braucht dringend zwanzig Flaschen. Der junge Mokrzycki hat bei der Schlägerei am Sonntag seinen Hutschmuck verloren, er braucht eine neue Pfauenfeder. Der alte Kobza, der Wunderdoktor von Dobropolje, braucht ein Glas Blutegel. Der Stellmacher braucht Kleister, die schwarze Maryna braucht ein rotes Band, drei Ellen. Das alles – und noch manches andere – hat der Milchkutscher in der Stadt zu besorgen. Wasyłko ist ein pfiffiger Bursche, aber er kann nicht schreiben, nicht lesen – wie soll er sich das alles merken? So kommen alle mit ihren Wünschen zu ihr, das ganze Dorf plagt Pesje mit Hilfe des Milchwagens. Sie pflegen meistens schon am Abend zu Pesje in die Küche zu kommen. Pesje schreibt, oft fallen ihr die müden Augen darüber zu, den Wunschzettel, sie übernimmt das Geld, um am Morgen, sobald der Milchwagen verschlossen ist, dem schlaun Wasyłko alle Wünsche, Punkt um Punkt, einzuschärfen. Wenn er heimkommt,

muß Pesje mit ihm auch noch abrechnen und sie hat es damit nicht leicht, denn Wasylkos kindlicher Charakter hat unter all dem Handel Schaden genommen: er will sich was verdienen. Und weil er weder schreiben noch rechnen kann, nehmen seine kleinen Gaunereien mitunter äußerst verzwickte Formen an. Auch da muß Pesje zum Rechten sehen. Obendrein sind diese kleinen Besorgungen verboten. Sie haben noch jeden Milchkutscher in kurzer Zeit zum Gauner gemacht, sagte Jankel und hat diesen ganzen Kleinkram strengstens untersagt. Auch Welwel, der ein Auge zudrückt, sieht ihn nicht gerne. Er schädigt ja nebenbei auch die Dobropoljer Krämer, blutarme Leute, die sich schon oft beschwert haben. Es gibt aber doch anderseits dringende Fälle, das sehen selbst die Krämer ein. Wie oft kommen sie selbst mit einem Wunschzettel. Da heißt es das richtige Maß finden. Und wer soll das finden? Pesje. Schlimm ist, daß Jankel mit seiner Behauptung recht hat. Nach einer gewissen Zeit hat sich noch jeder Milchkutscher in einen Händler verwandelt, Verlogenheit, Betrug und eine Neigung, auf dem Heimweg vor jeder Schenke Station zu halten, waren in einigen Fällen die Folgen. Und wer hatte die Sorgen und Plagen davon? Pesje.

Einmal freilich gelang es ihr, einen Milchkutscher zu finden – dem brauchte sie nichts zuzuschreiben, nichts vorzurechnen; der vergaß nichts, der log nicht, betrog nicht, der betrank sich nicht. Es war Mechzio, wegen seines Hautleidens am Kopfe zubenannt: der Parach. Aber die sorgenlose Zeit dauerte nicht lange. Schon Welwel hatte widerstrebend Pesjes Wahl bestätigt, und er sollte mit seinem Bedenken nur zu bald recht bekommen. Diesmal aber hatte Pesje seltsamerweise die Unterstützung Jankels für sich, der um seine Meinung befragt, sich drastisch geäußert hatte: »So rein wie die Kozlower Juden in ihrem Herzen ist Mechzio Parach sogar noch am Kopf, wo er den Grind hat.« Dennoch, nach ein paar Wochen empörte sich ein hygienisch orientiertes Herz eines Kozlowers gegen den mit einem Grind behafteten Milchkutscher und drohte mit einer Anzeige beim Bezirksphysikat, wenn Mechzio sich noch einmal als Milchkutscher im Städtchen zeigen sollte. Pesje weinte vor Mitleid mit dem armen Mechzio, der zum ersten Mal in seinem armseligen Leben sein Brot leichter verdiente, und es verging ihr seit Mechzios Sturz kein Milchmorgen ohne trauerndes Gedenken an den guten Mechzio, der nun